

von Federica de Cesco

Es hatte aufgehört zu schneien; doch Estella meinte, so würde das Wetter nicht bleiben. Der durchdringende Salzgeruch in der Luft deutete auf Sturm. Der Wind jagte die Wolken, zerfasert wie Flaum, meerwärts. Der Teich von Fangassier war gerillt von kleinen krausen Wellen und am Ufer lag nasses, schweres Schilf im Schlamm.

Mit großen Sprüngen eilte Estella zum Süßwasserbach, der längs der Einzäunung dahinfluss. Mit dem Stiefelabsatz zertrümmerte sie die dünne Eisdecke. Trotz der Kälte trug Estella nur eine Hose und einen alten Pullover, der ihrem Vater gehörte. Ihre Arme waren bloß bis zu den Ellbogen. Das dunkelbraune Haar war zu einem dicken Zopf geflochten, der ihr bis tief in den Rücken hing. Sie tauchte ihren Eimer in das Eisloch und zog ihn, bis zum Rand gefüllt, wieder heraus. Dann lief sie zum Haus zurück.



Das Haus war eher eine Hütte, eine »Cabane«, wie man in der Camargue sagt, ein niedriges, weiß gekalktes Gebäude, das sich zur Erde zu ducken schien, um dem Ansturm des Windes besser standzuhalten. Auf dem First des Strohdaches ragte ein schräges, weißes, nach Norden hin gerichtetes Kreuz auf. Dicht neben der Hütte erhob sich ein Schirmdach, das den Pferden als Unterschlupf diente.

Estella stieß die Türe mit einem Fußtritt auf. Im großen Raum, der gleichzeitig als Küche diente, prasselte ein Feuer. Rund um einen schweren Tisch standen Stühle aus Ölbaumholz mit geschnitzten Lehnen und eine mit geblühtem Kattun überzogene Bank. Es gab kein fließendes Wasser, ja nicht einmal elektrisches Licht. Eine Petrollampe sorgte für die Beleuchtung. Martin Arnaud, der seit dem Tode seiner Frau mit seiner Tochter hier lebte, hatte sich stets geweigert, die Hütte mit solchen Bequemlichkeiten auszustatten; diese schienen ihm überflüssig; auch wäre es zu teuer gewesen.

Estella nahm einen großen Löffel vom Haken und schöpfte Wasser um Kaffee zu kochen. Dann schnitt sie dicke Brotschnitten ab, die sie mit Butter, Wurst und Oliven auf den Tisch stellte. Ihr Vater musste bald heimkehren; wie gewohnt würde er einen Bärenhunger haben.

Arnaud war ein groß gewachsener, struppiger Mann; sein Haar war braun wie das seiner Tochter und würde einen rötlichen Schimmer gehabt haben, wenn er sich die Mühe genommen hätte, es zu bürsten. Doch er fuhr sich meist nur mit den Fingern durchs Haar. Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte er Paris verlassen. Von seiner Familie wollte er nichts wissen. Seine Eltern waren wohlhabende Leute, die ihm seine Heirat mit der Tochter eines armen Fischers aus dem Rhonedelta nie verziehen hatten. Er hatte Mireille während eines Ferienaufenthaltes in Sète kennen gelernt und sich auf der Stelle in sie verliebt.

Als er in jenem Sommer mit dem jungen, verschüchterten Mädchen (sie war nie weiter gekommen als bis Carcassonne) nach Paris zurückkehrte, war es zum Streit mit der Familie gekommen. Er würde mit dieser Heirat sein Leben verpfuschen, warf ihm sein Vater vor. Seine Mutter hatte Mireille nicht einmal sehen wollen. Aber Arnaud hatte sie dennoch geheiratet. Nur Lucien, sein jüngerer Bruder, war als Trauzeuge zur Feier gekommen.

In der Camargue hatte er ein Stück Land erworben, es bewässert und fruchtbar gemacht. Mit eigener Hand hatte er die verfallene Hütte wieder in Stand gestellt. Stolz und halsstarrig, wie er war, wollte er nicht nachgeben. Er wandte seiner Familie und dem Leben in der Stadt, das er verachtete, endgültig den Rücken. Doch Mireille litt an einer Herzschwäche, von der niemand etwas gewusst hatte: Sie starb bei Estellas Geburt.

Das Kind lebte bei ihren Großeltern, während Arnaud eine Stelle als »Guardian«, Viehhüter, annahm und die Herden seines Freundes Nicolas Rivoyre, eines Großgrundbesitzers dieser Gegend, beaufsichtigte. Als Lucien ihm sein Einsiedlerleben einmal vorwarf, hatte er erwidert: »Lass es gut sein! Ich fühle mich wohl

in meiner Gesellschaft.« - »Und wenn dir etwas zustößt?«, hatte sein Bruder gefragt.

Arnaud, der sonst so schlagfertig war, hatte gezögert. Dann aber hatte er Lucien die Hand auf die Schulter gelegt: »Wenn mir etwas zustößen sollte, weiß ich, dass du für Estella sorgen wirst.« Und ob Luciens finsterner Miene war er in Gelächter ausgebrochen. »Mach dir keine



Sorgen! Du wirst mich noch steinalt und von einer tyrannischen Enkelschar umringt erleben.«

Als Estella ins Schulalter kam, nahm Arnaud das Mädchen zu sich. Er liebte es, die Tiere zu beobachten. Er hatte darüber auch ein Buch geschrieben, das von einem Pariser Verleger herausgegeben worden war. Nun bereitete er ein zweites Buch über die Wasservögel der Camargue vor. Das Rhonedelta ist eines der schönsten Naturreservate Europas. Doch wie lange noch? Seitdem die Camargue als Ferienland entdeckt wurde, war es aus mit der Ruhe. Arnaud schimpfte auf die Touristen und schimpfte auf die Hotels, die überall wie Pilze aus dem Boden schossen.

»Schau dir diese Schilder an, Estella!«, brummte er. »Pferde zu vermieten. Eine Schande! Und diese armen Tiere, die im Gänsemarsch dahintrotten, beladen mit schwitzenden Urlaubern, die das Pferd mit einem Moped verwechseln. Bald werden die Stiere nur noch im Zoo zu sehen sein. Und falls es in Paris plötzlich Mode wird, Reiherfedern als Haarschmuck zu tragen, wird man die armen Viecher wie die Hühner rupfen!«

Estella fand zwar, dass ihr Vater etwas übertrieb, aber grundsätzlich hatte er Recht. Im Sommer schien sich die Camargue in einen einzigen

Tummelplatz für sonnenhungrige Fremde zu verwandeln. In Saintes-Maries-de-la-Mer liefen die Touristen halb nackt herum und hielten sich mit stinkenden Sprays die Mücken vom Leib. Horden von Jugendlichen brausten auf Motorrädern durch die Straßen, und die Diskotheken waren bis spät in die Nacht überfüllt. Am Strand ließen sich die Urlauber in der prallen Mittagssonne schmoren und in den Dünen lagen Cola-Büchsen, Bananenschalen, Flaschen und fettige Papiere.

Doch sobald es kühl wurde, verschwanden die Touristen. Im Winter waren kaum Fremde anzutreffen. Die Sümpfe froren ein und der eiskalte Wind fegte über die Ebene.

Estella warf einen Blick durchs Fenster. Nebelschwaden hüllten jetzt die Hütte ein und Schnee wirbelte in immer dichteren Flocken. Sie schürte das Feuer. Eine Katze mit gelben Augen näherte sich lautlos.

»Komm, trink deine Milch, Seth!«, sagte Estella.

Sie nahm einen Napf und stellte ihn auf den Boden. Die Katze begann die Milch aufzulecken und schnurrte. Plötzlich vernahm das Mädchen durch das Pfeifen des Windes hindurch das Klappern von Hufen. - Der Vater!

Sie streifte rasch eine Windjacke über und trat an die Tür. Ein heftiger Luftzug fuhr in die Hütte. Es schneite immer stärker. Der Nebel war so dicht, dass sie kaum noch den Zaun erblickte. Da tauchte wie ein Phantom ein verummter Reiter aus dem wirbelnden Flockenregen auf. Arnaud stieg vom Pferd. Seine Nase und seine Ohren waren rot.»Verfluchtes Wetter! Es hört nicht auf zu schneien!«

Mit klammen Fingern löste er die Gurte und nahm dem Pferd den vor Nässe geschwärtzten Sattel ab.

»Bicou hat gut gearbeitet. Musst ihn ein wenig verwöhnen!«

Zärtlich tätschelte Estella dem Pferd den Hals. Die lange Mähne war steif gefroren. Der Atem stand dem Tier wie heißer Dampf vor den Nüstern.

»Ich hole ihm Hafer.«

Als hätte Bicou diese Worte verstanden, trottete er unter das Schirmdach, wo eine aus einem Baumstamm ausgehöhlte Krippe stand. Der Vater trat ins Haus, stampfte mit den eiskalten Füßen und rieb sich die Hände. Estella brachte einen Eimer voll Hafer. Gierig und ungestüm stieß Bicou das Mädchen, so dass sie beinahe alles verschüttete.

»Heh!«, wehrte sich Estella. »Kannst du nicht warten?«

Dumpfes Hufgeräusch klang aus dem Nebel. Die Stute Mouchette, die den Hafer gerochen hatte und sich ihren Anteil ergattern wollte, tauchte aus der Dunkelheit auf. Mouchette war immer hungrig, auch wenn sie eben erst gefressen hatte. Sie drängte sich unter das Schutzdach und stieß Bicou zur Seite, der wütend nach ihr schnappte. Die Stute schlug nach ihm aus.

»Mouchette!«, rief Estella. Sie stemmte sich mit aller Kraft gegen die Stute und drängte sie beiseite. Widerwillig wich das Pferd zurück.

»Fort da!«, rief Estella und schwenkte die Arme. »Hinaus!«

Mouchette schnaubte, entfernte sich ein paar Meter und begann dort die Schneedecke aufzuscharren.

Estella eilte, gegen den Schneesturm kämpfend, ins Haus. Wie alle Tiere mussten auch Mouchette und Bicou die Nacht draußen verbringen. Hier kannte man keinen Stall.

Estella schloss die Türe, zog ihre Jacke aus und warf ihren Zopf in den Nacken. Vater stand vor dem Herd und streckte die Hände dem Feuer entgegen. Der gelbe Schein zuckte über sein Gesicht und ließ die von buschigen Brauen überwölbten Augen aufleuchten.

»Hast du Ärger mit Mouchette?«, fragte er spöttisch.

»Das ist kein Pferd, das ist nichts als ein Magen!«, schimpfte Estella.

Die Katze, die sich auf den Fliesen am Feuer wärmte, rieb sich schnurrend an den Waden des Guardians. Arnaud hob das Tier auf. »Ein bisschen zu kalt um draußen herumzustrolchen, was, alter Räuber?«

»Der Kaffee ist fertig!«, rief Estella und zog ihre Finger rasch vom heißen Deckel der Kaffeekanne zurück.

Arnaud setzte sich, nahm Brot und bestrich es mit Butter.

»Letzte Nacht hatten wir noch ein totes Kalb«, berichtete er.

Im Winter werfen die Kühe ihre Kälber. Zitternd und feucht, nicht größer als Hunde, schleppen sich die Kälbchen durch den Schnee, und die Mütter schützen sie mit der Wärme ihrer Leiber. Oft aber sterben die Kälber, ehe sie kräftig genug sind, um der Kälte zu widerstehen.

»Die Kühe laufen immer in die Dünen, wenn sie kalben«, brummte Arnaud. »Das dauert Stunden, bis man sie findet. Seit Pierrot das Bein gebrochen hat, sind wir nur noch zu viert. Morgen wird ein harter Tag!«

Estella schüttete Zucker in ihren Kaffee.

»Ich begleite dich!«, rief sie. »Mit Mouchette werd ich den Strand absuchen.«

»Bei diesem Wetter? Du bist wohl nicht bei Verstand!«

Estella half ihrem Vater oft bei seiner Arbeit. Sie wusste mit Tieren umzugehen und handhabte den Dreizack so gut wie ein Guardian. Deshalb ärgerte sie die Bemerkung ihres Vaters.

»Bis heute hab ich auch immer geholfen!«  
»Was hast du davon, wenn du dir das Gesicht zerschlägst!«

»Und wenn schon! Das heilt wieder, oder?«  
Estella zuckte die Achseln.

Arnaud zog die dicken Brauen hoch, bevor er in Gelächter ausbrach.

»Das schon!«, gab er zurück. »Du bist schließlich meine Tochter. Also, komm! Aber beklag dich dann nicht.«

Estella war nie verwöhnt worden. Als sie knapp drei Jahre alt war, hatte ihr Vater sie auf den Rücken eines Pferdes gesetzt. Man konnte fast sagen, sie habe früher gelernt sich im Sattel zu halten als zu gehen. Sie ritt jedes Pferd ungesattelt. Nichts flößte ihr Angst ein. Mit fünf Jahren kroch sie unter dem Stacheldraht durch und stolzierte vor den Stieren umher. Nie hatte

eines dieser mächtigen Tiere ihr etwas zu Leid getan.

Bis zu ihrem sechzehnten Jahr war Estella in Saintes-Maries-de-la-Mer zur Schule gegangen. Sie hatte eine rasche Auffassungsgabe, war sprachbegabt und rechnete blitzschnell. Ihre Lehrerin war der Meinung, dass sie eine höhere Schule besuchen sollte. Ihr Vater hatte den Vorschlag gutgeheißen, aber Estella wollte davon nichts wissen. Sie war überglücklich, als die Schulzeit vorbei war und sie ihre Tage auf



der Viehweide und am Meer verbringen konnte. Dunkelbraun gebrannt wie eine Zigeunerin sah man sie über die Dünen galoppieren, Wolken von feinkörnigem Sand aufwirbelnd; man traf sie barfuß am Strand, mit vom Salz aufgesprungenen Lippen, am Arm einen Korb voller Muscheln und violetter Seeigel.

Die Zukunft? Die schien weit weg, sie dachte nicht daran. Der Vater jedoch machte sich Gedanken. Konnte er es verantworten, Estella zwischen den Viehherden, den Dünen, den Salzteichen aufwachsen zu lassen? Sollte sie nicht lieber doch studieren oder wenigstens einen Beruf erlernen? Er hatte oft versucht, mit Estella darüber zu sprechen, aber sie nahm ihn nicht ernst oder schmolte. Aber er fand, dass etwas geschehen musste. In diesem Zusammenhang fiel ihm der Brief ein, der »postlagernd« auf ihn gewartet hatte.

Lucien schrieb selten; nur ein- oder zweimal im Jahr, und nur dann, wenn er ein wichtiges Ereignis anzukündigen hatte.

Arnaud zog den Brief aus der zerknitterten Tasche seiner Windjacke und ritzte ihn bedächtig auf und begann zu lesen. Plötzlich brach er in schallendes Gelächter aus.

»Dieser Lucien! Stell dir vor, er hat doch noch geheiratet! Er war doch ein ausgemachter Junggeselle!«

Estella hatte ihren Onkel nur ein einziges Mal gesehen. Er war ein magerer, gutmütiger Mensch mit einer Brille, langweilig und freundlich. Dem Vater hatte es immer Spaß gemacht, ihn zu hänseln.

»Wie heißt denn die Frau?«

»Michelle. Und sie ist jetzt deine Tante.«

»Er hat ein Foto beigelegt!«, sagte Estella und reckte den Hals. Das Bild zeigte Onkel Lucien, steifer denn je, in Gesellschaft einer recht hübschen, blonden Frau.

»Sieht ziemlich lahm aus«, kommentierte Estella und verzog den Mund.

Arnaud sah seine Tochter an. Eine senkrechte Falte grub sich zwischen seine Brauen.

»Wenn ich mich nicht mit ihnen allen zerstritten hätte, wären wir auch zur Hochzeit eingeladen. Du hättest ein hübsches Kleid angezogen und ich hätte zugesehen, wie du tanzt.«

Himmel!, dachte Estella. Jetzt wird er tatsächlich gefühlvoll! Nur das nicht! Sie hob Seth auf, der sich an ihren Fußknöcheln rieb.

»Ich will keine Kleider anziehen und tanzen! Ich bin ein Trampeltier!«

Arnaud nahm seine Pfeife und stopfte sie bedächtig.

»Dieses Frühjahr nehme ich dich auf eine Reise mit!«, sagte er nach einer Weile. Estella hörte auf, die Katze zu streicheln.

»Auf eine Reise? Wohin denn?«

»Nach Paris.«

»Nach Paris?«, rief Estella ganz rot vor Freude.

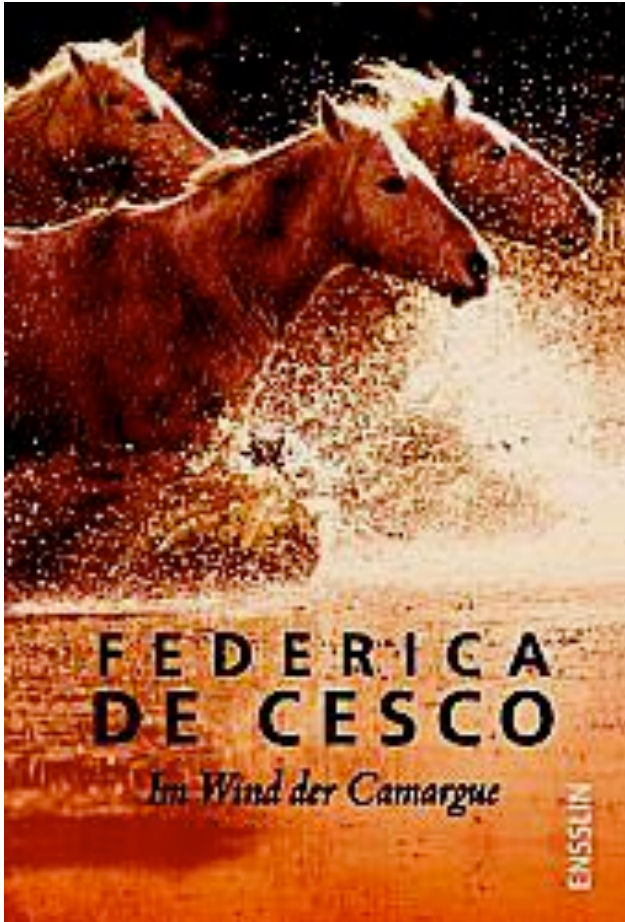
»Mensch, toll! Werde ich da den Eiffelturm sehen?«

»Du wirst sogar hinaufsteigen, wenn du willst. Und dann zeige ich dir Paris. Wir werden in einem kleinen Restaurant in der Rue Cujas essen. Dort bin ich hingegangen, als ich noch in Paris studierte ...« Er fuhr mit der Hand durch die Luft. »Das heißt, wenn es noch existiert!«

Er hätte nicht anfangen sollen Erinnerungen auszugraben. Gereizt biss er auf seine Pfeife und fügte in schroffem Ton hinzu: »Vielleicht werde

ich später zu Hause anrufen. Dann werde ich sagen: Wir sind in Paris. Möchtet ihr nicht mal eure Enkelin sehen?«  
»Aber ich will sie nicht sehen!«, rief Estella zornig.

Sie wollte nichts von ihren Großeltern wissen, die ihre Mutter einst unter dem Vorwand zurückgestoßen hatten, dass sie für die Familie



***Als ihr Vater dann bei einem Unfall ums Leben kommt, ist Estella fest entschlossen, seinen Job als einfacher Stierhüter zu übernehmen und ganz allein in der kleinen Cabane de Guardian wohnen zu bleiben. Doch die Camargue verändert sich, und Stierhüter werden bald nicht mehr gebraucht. Estella muss kämpfen, um weiter selbst über ihr Leben bestimmen zu können!***

nicht gut genug sei.

Arnaud blies den Rauch gegen die Decke und schüttelte mehrmals den Kopf.

»Nach so vielen Jahren sollte man doch endlich über die Sache reden können.«

»Ich nicht!«, rief Estella eigensinnig.

Arnaud seufzte und stand auf.

»Muss noch etwas fertig schreiben«, knurrte er.

Estella räumte den Tisch ab. Der Vater stellte seine Schreibmaschine drauf und legte einen Stoß Papier daneben.

»Wenn ich du wäre, ginge ich früh zu Bett«, meinte er. »Wenn du nicht rechtzeitig wach bist, reite ich ohne dich weg.«